

Das Analogiedenken als Element einer psychodynamischen Psychotherapiewissenschaft¹

The Analogy as an Element of a Psychodynamic Psychotherapy Science

Bernd Rieken²

² Sigmund Freud Privatuniversität Wien

Kurzzusammenfassung

Die Psychotherapiewissenschaft gewinnt als selbstständige Disziplin unter anderem dadurch Konturen, dass sie nicht allein dem kausalanalytischen Denken verpflichtet ist, sondern auch einem hermeneutischen Rationalitätsverständnis. Dazu zählt das in der Wissenschaftsgeschichte der Neuzeit an den Rand gedrängte Analogiedenken, und zwar insbesondere hinsichtlich psychodynamischer Richtungen innerhalb der Psychotherapiewissenschaft.

Schlüsselwörter

Analogiedenken; Metapher; Übertragung; Projektion; freie Assoziation

Abstract

The psychotherapy science, as an independent discipline, gains, among other things, contours from the fact that it is not bound solely to causal-analytic thinking, but also to a hermeneutic rationality understanding. This includes the analogies – which are marginalized in the history of modern science – especially with regard to psychodynamic directions within the psychotherapy science.

Keywords

analogy; metaphor; transference; projection; free association

¹ Bei dem Aufsatz handelt es sich um die aktualisierte Fassung eines Vortrags, der auf der von Gottfried Fischer organisierten fünften internationalen Tagung der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapiewissenschaft zum Thema „Psychotherapie auf dem Wege zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Disziplin“, 25.05.2012–26.05.2012, Köln, gehalten wurde.

1 Der Schiffbohrwurm und die „Milch der frommen Denkart“

Der französische Ingenieur Sir Marc Isambard Brunel lebte von 1769 bis 1849 und war unter anderem damit beauftragt, in London einen Tunnel unter der Themse zu bauen. Das war zunächst eine schier undurchführbare Aufgabe: Wie soll man in weichem, durchlässigem Gestein einen Tunnel bohren, ohne dass Wasser eindringt? Der Lösung kam er erst näher, als er auf das Verhalten des Pfahlwurms oder Schiffbohrwurms, lat. *Teredo navalis*, aufmerksam wurde: Er gräbt sich nämlich durch Holz und sichert hinten die Röhre mit körpereigenen kalkhaltigen Sekreten. Der Ingenieur übertrug diesen Vorgang aus der Natur auf die Technik und entwickelte eine Bauweise, die er sich 1818 patentieren ließ: den so genannten Schildvortrieb, bei dem sukzessive ein Tunnel gegraben und der durchbohrte Abschnitt sofort gesichert wird. Brunel hatte Erfolg, 1843 wurde der Themse-Tunnel fertiggestellt (Beamish, 1862, S. 202–225), der heute von einer U-Bahn befahren wird.

Ein anderes Beispiel: Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzungen zwischen Eidgenossen und Habsburgern sagt Wilhelm Tell in Schillers gleichnamigem Drama zu Hermann Geßler, dem Reichsvogt in Schwyz und Uri: „Du hast aus meinem Frieden mich heraus // Geschreckt, in gärend Drachengift hast du // Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt, // Zum Ungeheuren hast du mich gewöhnt“ (Schiller, 1981, S. 629).

Ein drittes Beispiel: Die seit dem 18. Jahrhundert bezeugte Redensart „Einem nicht über den Weg trauen“, bedeutet eigentlich, jemandem nur so weit zu vertrauen, wie man ihn sehen kann, ihm also nicht über jenen Blickpunkt hinaus zu trauen, da man ihn im wörtlichen Sinn aus den Augen verliert (Röhrich, Bd. V, 1994, S. 1703).

Die Beispiele mögen auf den ersten Blick unzusammenhängend wirken, allein sie haben etwas Spezifisches gemeinsam, nämlich dass zwei Bereiche, welche kausal nicht miteinander verknüpft sind, in eine Beziehung zueinander gesetzt werden, die uns plausibel erscheint. Wenn man unter Kausalität im neuzeitlichen Sinn die aristotelische Wirkursache oder *Causa efficiens* versteht, dann kann man sie pragmatisch mit David Hume als einen „Gegenstand [definieren], dem ein anderer folgt“ (Hume, 1993, S. 92). Aber aus dem Verhalten des Schiffbohrwurms folgt nicht direkt die Möglichkeit, einen Tunnel unter der Themse zu graben. In entsprechender Weise ist gärendes Drachenblut zunächst einmal gärendes Drachenblut und verweist primär auf mythologische Vorstellungen, indes nicht auf menschliche Aggression, genauso wenig wie man „Milch“ direkt auf „Denkart“ beziehen kann. Und vollends versagt logisch-kausale Sukzession im dritten Beispiel, da Redewendungen wie „Einem nicht über den Weg trauen“ nur in uneigentlicher, übertragener Bedeutung gebraucht werden.

2 Metapher und Analogie

Das Verbum „übertragen“ liefert uns bereits das nächste, in der Literaturwissenschaft eine wichtige Rolle spielende Stichwort, nämlich Metapher. Sie geht auf Griechisch „*metaphorá*“ zurück, das zusammengefügt ist aus „*metá*“ (über) und „*phérein*“ (tragen) und wörtlich „Übertragung“ bedeutet.

Definieren lässt sie sich als „Ersatz einer primären semantischen Texteinheit durch eine sekundäre, die zur ersten in ein Abbild- oder Ähnlichkeitsverhältnis tritt“ (Harenberg, 1989, Sp. 1984). Sie findet unter anderem dann Verwendung, wenn es in der Alltagssprache keine eigentlichen oder befriedigenden Benennungen gibt, etwa Flussarm, Stuhlbein, Motorhaube, Lebensabend oder Warteschlange. Auch werden sie gebraucht, um Phänomene emotional aufzuladen, etwa Die Mauer des Schweigens durchbrechen, Jemandem nicht das Wasser reichen können, Ein Herz aus Stein haben, Das Herz ausschütten etc. Obgleich sie durch ihre Bildlichkeit Gefühle hervorrufen, existieren sie auch im rationalen Diskurs der Naturwissenschaft, um bisher nicht bekannte Phänomene neu zu benennen, wie zum Beispiel Glühbirne, Atomkern oder Schwarzes Loch.

Unsere Sprache ist reich an Bildern, sie macht die Welt begreifbar, indem eine Ähnlichkeitsbeziehung zwischen dem eigentlichen Wort und dem, was es meint, hergestellt wird. Aber diese Beziehung betrifft nicht allein einzelne Worte oder Wortverbindungen, sondern hängt auch mit der Struktur des Denkens zusammen. Die ursprünglichste Art, sich die Welt anzueignen, ist die Bezugnahme auf die eigene Person, in der Sprache Jean Piagets als epistemologischer Egozentrismus bekannt, wie wir ihn im Denken des Kindes (Piaget, 1980) und in der magischen Vorstellungswelt indigener traditionalistischer Kulturen wiederfinden (Müller, 1987), aber auch im alltäglichen Sprechen. Um sich zu orientieren, muss nämlich die eigene Lebenswelt sinnvoll erscheinen, und das tut sie, indem man sie zu sich in Beziehung setzt, man sich dergestalt ins Zentrum rückt und Ähnlichkeiten feststellt zwischen sich und der Umwelt. Am vertrautesten sind Phänomene des engeren Lebensbereiches, während Unbekanntes zunächst nicht durch Vertrautes begreifbar gemacht werden kann. In dem Fall projiziert man seine eigene Erlebnis- und Erfahrungswelt in die Außenwelt und macht sie sich auf diese Weise ähnlich: Die Tiere einer bestimmten Spezies führen ein den Menschen analoges Leben, sie haben ihre eigene Sprache, ihre besonderen Behausungen, Jagdmethoden, Gottheiten (Müller, 1987, S. 199). Im traditionellen Volksmärchen aus der bäuerlichen Kultur führt der König ein Leben wie ein Großbauer: Tagsüber geht er seinen Regierungsgeschäften nach, abends schaut er, ob die Kaninchen genug Gras zum Fressen haben, und er spricht mit den Knechten und Mägden (vgl. Röhrich, 2001, S. 216–222).

Der epistemologische Egozentrismus zeigt sich auch in der alltäglichen Unterhaltung bzw. im alltäglichen Umgang. Wenn ein Freund oder eine Freundin Probleme hat, ist man gern geneigt, gute Ratschläge zu erteilen. Der Volksmund weiß aber, dass „Ratschläge immer auch Schläge“ sind, und das ist nicht nur im Umstand unbewusster Macht- und Überlegenheitszuschreibung aufseiten des Ratgebenden begründet, sondern auch darin – und darauf kommt es hier an –, dass man in der Regel primär zu dem rät, was man selber in einer ähnlichen Situation tun würde, ohne sich zu fragen, ob das auch für den anderen angemessen ist, ob, mit anderen Worten, die Ähnlichkeit der Sachlage und des persönlichen Befindens hinreichend begründet ist. Oder man denke an jene Gefühlslagen, welche sich einstellen, wenn man mit Personen zu tun hat, die Macht über uns haben, etwa Polizisten oder Lehrer. Oftmals rufen sie ähnliche Emotionen hervor wie die Eltern, als wir klein waren.

Beispiele aus der Technik: Ein Ingenieur schließt aus dem Verhalten eines Automodells im Windkanal auf das Verhalten des realen Automobils im realen Wind, ein anderer Ingenieur schließt, wie bereits eingangs erwähnt, vom Verhalten des Schiffbohrwurms auf die Möglichkeit, unterseeische Tunnel zu

bauen. Wir folgern aus einem Porsche, Audi oder BMW, da es sich um schnelle Autos handelt, auf eine schnelle Fahrweise seines Besitzers. Die ersten Automobile waren den Pferdekutschen ähnlich; Entsprechendes gilt für Eisenbahnwagen zur Personenbeförderung: Man konnte die jeweiligen Abteile nur von außen betreten, erst später kamen die so genannten D-Zug-Wagen, die Durchgangswagen, hinzu, die es ermöglichen, den ganzen Zug im Inneren zu durchqueren.

Analogiedenken ist demnach weit verbreitet, und zwar im Alltag genauso wie in der praktischen Forschung bzw. Entwicklung. In der Wissenschaftsgeschichte der Neuzeit wurde es indes an den Rand gedrängt, weil im zeitgenössischen Mainstream der Natur- und Humanwissenschaften allein der wirkkasalen Beziehung von Ursache und Wirkung Seriosität zugesprochen wird. Nur in Ausnahmefällen ist das Ähnlichkeitsdenken akzeptiert, etwa im Prinzip der Schutzimpfung, welche darauf beruht, dass virulenzabgeschwächte – und in dem Sinn ähnliche – Erreger verabreicht werden². Im Bereich der Heilkunde findet man es ansonsten primär in alternativen Verfahren, vor allem in der Simile-Regel der Homöopathie oder dem analogen Elemente-System der Traditionellen Chinesischen Medizin, der ein ähnliches Modell zugrunde liegt wie der alteuropäischen Humoralpathologie. Auch in der akademischen Psychologie macht sich das Ähnlichkeitsdenken rar, man findet es allenfalls in der Wahrnehmungspsychologie, wenn man an Phänomene wie Kippfiguren oder Gestaltwahrnehmung denkt.

3 Analogiedenken und psychodynamische Psychotherapie

Anders verhält es sich hingegen in der Psychotherapie, genauer gesagt in den psychodynamischen Therapieformen. Dort spielt das Analogiedenken seit jeher eine prominente Rolle, und zwar vor allem in den Elementen 1.) Übertragung, 2.) Projektion, 3.) freie Assoziation (vgl. Rieken & Gelo, 2015, S. 84–87).

3.1 Übertragung

Übertragung hat zunächst mit einem allgemein menschlichen Phänomen zu tun, nämlich dem Vermögen, mit anderen Personen in engeren Kontakt zu treten. Aber in der Psychotherapie „wird das Allgemeine der persönlichen Begegnungen zum Spezialfall der analytischen Situation“ (Herold & Weiß, 2008, S. 799), in der sich spontan oder allmählich ähnliche Verhaltens- und Denkmuster herauskristallisieren wie gegenüber bedeutenden Bezugspersonen aus der Vergangenheit. Das hat mit dem Wiederholungszwang zu tun, den wir mit dem Wiener Dichter Heimito von Doderer in eine poetische Form kleiden können: „Jeder bekommt seine Kindheit über den Kopf gestülpt wie einen Eimer. Später erst zeigt sich, was darin war. Aber ein ganzes Leben lang rinnt das an uns herunter, da mag einer die Kleider oder auch Kostüme wechseln, wie er will“ (Doderer, 1986, 5). Das impliziert Zweierlei: die Wiederholung der Vergangenheit in der Gegenwart sowie die Verzerrung der Wirklichkeit (Herold & Weiß, 2008, S. 800). An dieser Stelle trifft sich das Analogiedenken, nämlich

² Diese führen zu einer Infektion ohne ausgeprägte Krankheitserscheinung, welche bewirkt, dass das Immunsystem Antikörper erzeugt, die eine Erkrankung über längere Zeit verhindern. Das Ähnlichkeitsprinzip ist in diesem Fall die eingeschränkte Pathogenität der Erreger.

das Faktum, gegenwärtige Beziehungen ähnlich wie vergangene zu gestalten, mit wirk- und zielkausalen Erklärungs- und Verstehensmustern. Wenn Wirkkausalität heißt, dass einem Gegenstand ein anderer folgt, dann folgen aus früheren Beziehungsmustern gegenwärtige. Dieser vorwiegend in den Naturwissenschaften verbreitete Erklärungsmodus verbindet sich in der Psychoanalyse mit ihren Wurzeln aus der Tradition der Romantik, nämlich dem Bedürfnis, in die Tiefe zu schauen, wobei unter „Tiefe“ zu verstehen ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, um sie bis zu ihren Ursprüngen bzw. Anfängen zurückzuverfolgen.

Lenkt man nun das Augenmerk auf zielkausale, intentionale Aspekte, nämlich darauf, was man mit einem bestimmten Verhalten unbewusst erreichen möchte, dann wird man davon ausgehen können, dass der Wiederholungszwang im Dienste individueller Sicherungstendenzen steht, und das aus wenigsten drei Gründen (das Folgende nach Rieken, 2011a, S. 204). Zum einen entspricht er „dem Drängen des menschlichen Verstandes, durch un reale Annahmen, Fiktionen das Chaotische, Fließende, nie zu Erfassende in feste Formen zu bannen, um es zu berechnen“ (Adler 1912a, S. 70). Mit anderen Worten: Wir „tun so, als ob“ wir die Realität angemessen verstehen, indem wir die Menschen, welche uns im späteren Leben begegnen, allzumal frühen Bezugspersonen zuordnen können. Zum anderen ist die Kindheit trotz all der erlebten Unzulänglichkeiten und verschiedentlich zugefügten Traumata eine Zeit, die nur allzu gern in einem rosaroten Licht gesehen und zur „guten alten Zeit“ stilisiert wird, zumal, um es mit Jean Paul zu formulieren, „die Erinnerung [...] das einzige Paradies [ist], aus welchem wir nicht getrieben werden können“ (1932, S. 820). Daher handelt es sich trotz allem um eine Lebensphase, die uns anscheinend oder scheinbar Sicherheit, Zuversicht, Trost und Geborgenheit zu spenden vermag, weswegen wir uns unbewusst darum bemühen, neue Beziehungsmuster nach dem Vorbild der alten zu gestalten. Und zum Dritten ist diese Neigung oftmals mit einem mehr oder weniger utopischen Anspruch verbunden, genauer der Hoffnung, dass die im Banne der Wiederholung stehende Entscheidung für eine neue Person diesmal doch eine positivere Wende nehmen und zu einer besseren Beziehung führen möge oder man selber es schaffen könne, ihr eine Wendung ins Positive zu geben.

Wirk- und zielkausale Muster anzuführen, bedeutet nun nicht, dem Analogiedenken eine untergeordnete Rolle zuzuweisen, denn bei der Übertragung spielen Ähnlichkeiten eine prominente Rolle. Es geht nicht ausschließlich um die Reaktivierung des Ursprünglichen, sondern auch, wie soeben erwähnt, um die Hoffnung, dass die alten schädigenden Beziehungsmuster durch bessere ersetzt werden (Mann, 1999). Ferner würde die Verabsolutierung des Wiederholungszwangs auf Identisches und auf vollständige Determinierung hinauslaufen. Zum einen aber *ist die Patientin bzw. der Patient* nicht mehr das Kind von damals, zum anderen *ist der Analytiker* nicht sein Vater. Außerdem wäre jede Psychotherapie vergeblich, wäre das Verhalten zur Gänze determiniert. Darüber hinaus widerspricht die Verabsolutierung des Determinismus dem Entwicklungsgedanken, welcher konstitutiv ist für die Kultur und Gesellschaft der Moderne. Auch weiß man heute um den Einfluss der Subjektivität der Analytikerin und des Analytikers, also darum, dass es sich um ein interpersonelles Feld handelt, weswegen die Therapie bei einer anderen Therapeutin oder einem anderen Therapeuten einen etwas anders gearteten Verlauf nähme. Aus all diesen Gründen sind Analogiemuster konstitutiv für das Phänomen Übertragung, zumal heute mehr und mehr die Ansicht vertreten wird, dass die Analyse des therapeutischen Geschehens nicht allein Rekonstruktion sein

kann, sondern auch Konstruktion sein muss, sodass zwangsläufig Unschärfen einfließen, die zumindest teilweise mit dem Begriff Ähnlichkeit zu erfassen sind.

3.2 Projektion

Mit der Übertragung teilt die Projektion eine gewisse Verwandtschaft, denn beide Male wird einem anderen etwas zugewiesen, das in der vermuteten Form nicht eigentlich vorhanden ist, nur liegt im Fall der Projektion nicht der Fokus auf frühen Beziehungsmustern, sondern auf Eigenschaften, die in einem selber ruhen. Der Begriff ist etwas aus der Mode gekommen, weil er heute vorwiegend unter der Sammelbezeichnung Externalisierung subsumiert wird (Mentzos, 2008, 189), doch hat er heuristischen Wert, weil er – ähnlich wie Übertragung – von einem allgemein menschlichen Phänomen ausgeht, das, wie bereits erwähnt, Jean Piaget ins Zentrum seiner Theorie rückte: der egozentrischen Neigung, die Dinge dieser Welt und die Menschen, mit denen man zu tun hat, von sich ausgehend zu beurteilen, um das Unbekannte in Bekanntes zu überführen. Mit anderen Worten: Projektion ist eine Maßnahme, um subjektiven Vorstellungen den Charakter objektiver Vorgänge zu verleihen, indem einer anderen Person Eigenschaften zugeschrieben werden, welche man bei sich selbst erkennt. Oftmals ruft das heftige Gefühle hervor, wusste doch bereits der österreichische Dichter Franz Grillparzer: „Wir sind gegen keine Fehler an andern intoleranter, als welche die Karikatur unsrer eigenen sind“ (Grillparzer, 1892, S. 166). Im Begriff „Karikatur“ blitzt bereits wieder das Analogiedenken durch, denn eine Karikatur ist ein Zerrspiegel, weil Unterschiedliches und Gleiches eine unentwirrbare Melange eingehen. Hinsichtlich der wirk- und zielkausalen Zusammenhänge gilt Entsprechendes wie bei der Übertragung – Genese in der Kindheit, gleichzeitig im Dienste persönlicher Sicherung stehend –, weswegen diese wenigen Worte genügen mögen und wir uns nun einem zentralen Begriff der so genannten psychoanalytischen Technik zuwenden wollen.

3.3 Freie Assoziation

Hermann Hesse legt in seinem Roman „Klein und Wagner“ der Hauptfigur die folgenden Worte in den Mund: „Ein anderes Denken war es, das man suchen und lernen musste. War es überhaupt ein Denken? Es war ein Zustand, eine innere Verfassung, die immer nur Augenblicke dauerte und durch angestregtes Denken-Wollen nur zerstört wurde. In diesem höchst wünschenswerten Zustand hatte man Einfälle, Erinnerungen, Visionen, Phantasien, Einsichten von besonderer Art“ (Hesse, 1987, S. 230). Das ist eine dichterische Umschreibung für jenes Phänomen, das gemeinhin als eine der bedeutendsten Leistungen Freuds gewürdigt wird: die als psychoanalytische Grundregel bezeichnete freie Assoziation. Hinsichtlich des Wissenschaftscharakters derselben besteht eine gewisse Uneinigkeit. Nach Auffassung Freuds steht sie in der Tradition der experimentellen Psychophysik Wilhelm Wundts (Thomä & Kächele, 2006, S. 241), und nach Laplanche und Pontalis (1973) wird durch sie der wissenschaftliche Charakter der Psychoanalyse erst begründet. Im „Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe“ wird indes dagegen gehalten, „dass wissenschaftstheoretische Erwägungen die Erkenntnismöglichkeiten der freien Assoziation mittlerweile hinter ihrer klinischen Signifikanz zurücktreten lassen“ (Hölzer, 2008, S. 213).

Möglicherweise hat Letzteres damit zu tun, dass die freie Assoziation primär eine Ausformung des analogischen Denkens ist und daher den üblichen Wissenschaftskriterien nicht zu entsprechen scheint. Die berühmte Frage, was einem denn spontan zu diesem Traum oder zu jenem Ereignis einfallt, ruft nämlich oftmals Erinnerungen an ähnliche Konstellationen aus der Vergangenheit hervor. Mitunter treten dabei belastende oder traumatische Ereignisse an die Oberfläche, und diese gilt es dann durcharbeiten, was bedeutet, das gleiche Leiden in abgeschwächter Form emotional nachzuerleben. Und das ist von genuin analogischer Qualität, denn es existiert Gleiches genauso wie Unterschiedliches: Das Trauma wird in ähnlicher Weise durchlebt wie früher, doch der Rahmen ist ein anderer, nämlich die nicht schädigende Beziehung im therapeutischen Kontext.

4 Analogiedenken und „logisch-empirische Konvergenz“ nach Gottfried Fischer

Im Sinne der „logisch-empirischen Konvergenz“ nach Gottfried Fischer (Fischer, 2008, S. 7–10; 168f.; Fischer, 2011, S. 121–126; Fischer, Barwinski & Eichenberg, 2008) kann man sich nun fragen, wie es um das Vorhandensein empirischer Untersuchungen sowie um erkenntnistheoretische bzw. -logische Begründungen bestellt ist. Da zahlreiche empirische Untersuchungen seit geraumer Zeit existieren, welche die Wirksamkeit der psychodynamischen Therapieverfahren bestätigen (z.B. Abbass, Henderson, Kisely & Hancock, 2006; Leichsenring, 2005; Luborsky & Kächele, 1988; Rudolf, 2002; Sandell, Blomberg & Lazar, 2001; vgl. den Überblick in Steinert & Leichsenring, 2017), gleichzeitig aber zentrale Elemente der Theorie und Technik auf analogischen Mustern beruhen, wird man daraus schließen können, dass diese ebenfalls empirisch begründbar sind, zumal zu speziellen Phänomenen wie der Projektion (Werner & Langenmayr, 2005a, S. 82–113) oder der mit Metaphern- und Analogiebildung eng zusammenhängenden Symbolik (Werner & Langenmayr, 2005b, S. 14–56) spezielle Untersuchungen existieren. Ferner wissen wir aus empirischen Arbeiten von Michael Buchholz, dass gelingende Therapien mit einer quantitativen Zunahme metaphorischen Sprechens Hand in Hand gehen (Buchholz, 2003).

Die Zulässigkeit analogischen bzw. metaphorischen Denkens lässt sich aber auch theoretisch begründen. In der neueren wissenschaftlichen Literatur wird es nicht mehr als uneigentlich und undeutlich gebrandmarkt, sondern ihm wird heuristischer Wert zugesprochen. „An die Stelle des rationalistisch motivierten Strebens nach Bestimmung von Identischem tritt die Operation mit ‚Familienähnlichkeiten‘ auf und gerade im Prozess des Erkennens“, schreibt etwa die Komparatistin Monika Schmitz-Emans (Schmitz-Emans, o.J., S. 33; vgl. Kohl, 2007, S. 129–156). Hofstadter und Sander gehen sogar noch einen Schritt weiter, indem sie die Analogie als „Herz des Erkennens“ bezeichnen, denn „ohne Begriffe kann es kein Denken geben, und ohne Analogien gibt es keine Begriffe“ (Hofstadter & Sander, 2014, S. 17).

Selbst die Physik lässt sich als Beleg anführen, genauer die Fuzzylogik („Verschwommene Logik“), die mit unscharfen – das heißt nicht exakten, aber ähnlichen Begriffen wie „sehr, ziemlich“, „etwas“ – operiert, indes zu brauchbaren Ergebnissen führt. Auf Fuzzylogik basierende Regelungssysteme können nämlich so gestaltet werden, dass sie auch dann robust reagieren, wenn keine exakten,

störungsfreien Eingaben vorhanden sind (Drösser, 1996). Ein frühes Beispiel ist die Steuerung der U-Bahn in Tokio, bekannt sind heute auch Spracherkennungssysteme, die auf ihr beruhen.

Aus philosophisch-wissenschaftstheoretischer Perspektive erhält das Analogiedenken ebenfalls Unterstützung. So schreibt die Luzerner Philosophin Karen Gloy in ihrer Monografie „Vernunft und das Andere der Vernunft“, dass das Analogiedenken zwar gewöhnlich „nicht mit Vernunft, Rationalität und Wissenschaftlichkeit in Verbindung gebracht [wird], sondern mit Magie, Okkultismus und Hermetik. Es wird als alogisch und irrational eingestuft. Wenn es aus der Perspektive unseres gängigen, auf Spezifikation und Klassifikation bedachten Wissenschaftstypus nicht als Rationalitätsform akzeptiert wird, so deshalb, weil es mit der Herausbildung und Durchsetzung unseres Wissenschaftskonzepts und Vernunftbegriffs nicht mehr verstanden wurde, in Misskredit geriet und schließlich suspendiert wurde. Da es sich jedoch um ein formales, schematisierbares Verfahren mit allgemein verständlichen Gesetzen handelt, das universell applikabel und intersubjektiv kommunikabel ist und genauso wie das klassifikatorische Modell³ den Wissenschaftskriterien der Begreifbarkeit, der semantischen Klarheit und Präzision, der logischen Folgerichtigkeit – wenngleich einer anderen als der der Spezifikation bzw. Klassifikation –, der operativen Handhabung usw. genügt, kann ihm der Status eines eigenen Rationalitätstypus nicht abgesprochen werden“ (Gloy, 2001, S. 207f.).

In einer anderen Arbeit befasst sich die Autorin mit dem Analogiedenken unter besonderer Berücksichtigung der Psychoanalyse Freuds. Am Beispiel seiner Theorie des Traums, des Witzes und der Psychopathologie des Alltagslebens macht sie deutlich, dass drei wichtige Merkmale existieren, die sowohl in den behandelten psychischen Phänomenen vorhanden sind als auch eine unerlässliche Bedingung für das analogische Denken bilden: „erstens die Überdetermination, zweitens die Verweisungsstruktur, drittens die Gesetzmäßigkeit der Verweisung“⁴ (Gloy, 2000, S. 276; genauer dazu s. S. 276–297).

5 Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Ähnlichkeitsstrukturen eine große Bedeutung haben nicht nur in verschiedenen Bereichen der Wissenschaft, sondern auch im alltäglichen Denken. Der Umstand, dass es in der Bevölkerung allgemein verbreitet ist, könnte ein Beweggrund für die Psychotherapie als einer „Wissenschaft vom Subjektiven“ (Pritz & Teufelhart, 1996) sein, sich damit etwas genauer zu befassen. Implizit tun das die psychodynamischen Verfahren, und sie tut es

³ Seine Grundregeln lauten: 1.) Der Satz der Identität = Jeder Satz ist eindeutig durch ein Merkmal oder mehrere charakterisiert. 2.) Satz des auszuschließenden Widerspruchs = Ein Begriff, welcher durch ein bestimmtes Merkmal charakterisiert ist, kann nicht gleichzeitig durch ein Merkmal charakterisiert sein, das jenem widerspricht. 3.) Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten („Tertium non datur“) = Eine dritte Möglichkeit, eine Aussage zu bestimmen, kann es nicht geben. Entweder ist die Aussage oder ihr Gegenteil wahr (s. Gloy, 2001, S. 76f.).

⁴ Überdeterminierung = Ein Phänomen hat mehrere Ursachen (z.B. Witz, Traum); Verweisungsstruktur = Verweisung auf ein anderes; Gesetzmäßigkeit der Verweisung = 1.) Gegensätzlichkeit im Sinne von Ähnlichkeit als Verkehrung von Identität, 2.) Ähnlichkeit als Verschiebung, 3.) Ähnlichkeit als Entsprechung im Sinn eines mimetischen Verhältnisses (s. Gloy, 2000, S. 276–279).

wahrscheinlich unter anderem deswegen, weil die Kontakte zur Klientel unmittelbarer, persönlicher und intimer sind als in der empirischen bzw. experimentellen Psychologie oder in der gängigen psychiatrischen Praxis. Daher braucht es nicht zu überraschen, dass das Analogiedenken Theorie und Technik in zentralen Bereichen der Tiefenpsychologie mitbestimmt, auch wenn es nicht explizit benannt wird. Wenn etwa Intentionalität (Fischer, 2008, S. 19–24; Fischer, 2011, S. 39–41; vgl. Rieken, 2011b, S. 53–56) ein mögliches Abgrenzungskriterium gegenüber den nomothetischen Wissenschaften und ein Kennzeichen ist, dass der PTW als selbstständiger Disziplin Konturen zu geben vermag, dann könnte das Analogiedenken ein weiteres Merkmal darstellen, dass zumindest den psychodynamischen Strömungen innerhalb der PTW hilft, sich von den herkömmlichen Wissenschaften zu unterscheiden, zumal es ihr nicht an hinreichender „logisch-empirischer Konvergenz“ ermangelt.

6 Literaturverzeichnis

- Abbass, A. A., Henderson, J., Kisely, S. & Hancock, J. T. (2006). Short-term psychodynamic psychotherapies for common mental disorders. *Cochrane Database Syst. Rev.*, Oct. 8(4): CD004687.
- Adler, A. (1912a/2008). *Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie. Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 2.* Hrsg. von K. H. Witte, A. Bruder-Bezzel & R. Kühn. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Beamish, R. (1862). *Memoir of the life of Sir Marc Isambard Brunel.* London : Longman [u.a.].
- Sandell, R. Blomberg, J. & Lazar, A. (2000). Varieties of long-term outcome among patients in psychoanalysis and long-term psychotherapy. A review of findings in the Stockholm Outcome of Psychoanalysis and Psychotherapy Project (STOPP). *International Journal of Psychoanalysis*, 81(5), 921–942.
- Buchholz, M. B. (2003). *Metaphern der „Kur“. Eine qualitative Studie zum psychotherapeutischen Prozess.* Gießen: Psychosozial.
- Doderer, H. von (1986). *Ein Mord, den jeder begeht* (5. Aufl.). München: dtv.
- Drösser, Chr. (1996). *Fuzzy logic. Methodische Einführung in krauses Denken.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Fischer, G. (2008). *Logik der Psychotherapie. Philosophische Grundlagen der Psychotherapiewissenschaft.* Kröning: Asanger.
- Fischer, G. (2011). *Psychotherapiewissenschaft. Einführung in eine neue humanwissenschaftliche Disziplin.* Gießen: Psychosozial.
- Fischer, G., Barwinski, R. & Eichenberg, Chr. (2008). Evidenzbasierte Psychotherapie. Überlegungen zur Umsetzung nach forschungslogischen und der psychotherapeutischen Praxis entsprechenden Prinzipien. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, 33(1), 96–104.

- Gloy, K. (2000). Das Analogiedenken unter besonderer Berücksichtigung der Psychoanalyse Freuds. In K. Gloy & M. Bachmann (Hrsg.), *Das Analogiedenken. Vorstöße in ein neues Gebiet der Rationalitätstheorie* (S. 256–297). Freiburg, München: Alber.
- Gloy, K. (2001). *Vernunft und das Andere der Vernunft*. Freiburg, München: Alber.
- Grillparzer, F. (1892). Aphorismen. In *Grillparzers sämtliche Werke in zwanzig Bänden, Bd. 15*. Hrsg. von A. Saurer. Stuttgart: Cotta.
- Harenberg (1989). *Harenbergs Lexikon der Weltliteratur, Bd. 4*. Düsseldorf: Harenberg Lexikon Verlag.
- Herold, R. & Weiß, H. (2008). Übertragung. In W. Mertens & B. Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (3. Aufl., S. 799–811). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hesse, H. (1987). Klein und Wagner. In *Gesammelte Werke in zwölf Bänden, Bd. 5, Demian, Klingsor, Siddhartha* (S. 204–292). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hölzer, M. (2008). Freie Assoziation. In W. Mertens & B. Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (3. Aufl., S. 213–217). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hofstadter, D. & Sander, E. (2014). *Die Analogie. Das Herz des Denkens*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hume, D. (1993). *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand*. Hamburg: Meiner.
- Kohl, K. (2007). *Metapher*. Stuttgart: Metzler.
- Laplanche, J. & Pontalis, J.-B. (1973). *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leichsenring, F. (2005). Are psychodynamic and psychoanalytic therapies effective? A review of empirical data. *International Journal of Psychoanalysis*, 86(3), 841–868.
- Luborsky, L. & Kächele, H. (1988). *Der zentrale Beziehungskonflikt. Ein Arbeitsbuch*. Ulm: PSZ-Verlag.
- Mann, D. (1999). *Psychotherapie. Eine erotische Beziehung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Mentzos, S. (2008). Externalisierung. In W. Mertens & B. Waldvogel (Hrsg.), *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe* (3. Aufl., S. 189–191). Stuttgart: Kohlhammer.
- Müller, K. E. (1987). *Das magische Universum der Identität. Elementarformen sozialen Verhaltens. Ein ethnologischer Grundriss*. Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Paul, J. (1932). *Sämtliche Werke, Abt. II, Nachlass, Bd. 3*. Hrsg. von E. Berend. Weimar: Böhlau Nachfolger.
- Piaget, J. (1980). *Das Weltbild des Kindes*. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- Pritz, A. & Teufelhart, H. (1996). Psychotherapie – Wissenschaft vom Subjektiven. In A. Pritz (Hrsg.), *Psychotherapie – eine neue Wissenschaft vom Menschen* (S. 1–18). Wien, New York: Springer.
- Rieken, B. (2011a). Die therapeutische Beziehung. In B. Rieken, B. Sindelar & T. Stephenson, *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie – Pädagogik – Gesellschaft* (S. 203–219). Wien: Springer.

- Rieken, B. (2011b). Psychotherapiewissenschaft, Hermeneutik und das Unbewusste. In B. Rieken (Hrsg.), *Alfred Adler heute. Zur Aktualität der Individualpsychologie* (S. 41–59). Münster, New York, München, Berlin: Waxmann (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Bd. 1).
- Rieken, B. & Gelo, O.C.G. (2015). The Philosophy of Psychotherapy Science: Mainstream and Alternative Views (gemeinsam mit Omar Gelo). In O.C.G. Gelo, Omar, A. Pritz & B. Rieken (Eds.), *Psychotherapy Research. General Issues, Process, and Outcome* (S. 67–92). Wien, New York: Springer.
- Röhrich, L. (1994). *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten, 5 Bde.* Freiburg, Basel, Wien: Herder.
- Röhrich, L. (2001). *Märchen und Wirklichkeit.* (5. Aufl.) Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren.
- Rudolf, Gerd (2002). Wie können strukturelle Veränderungen in analytischen Langzeitpsychotherapien empirisch erfasst werden? In W. Bohleber & S. Drews (Hrsg.), *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart* (S. 546–566). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Schiller, F. (1981). Wilhelm Tell. In *Werke in drei Bänden* (S. 553–650). München: Hanser.
- Schmitz-Emans, M. (o.J.). *Metapher. Basislexikon Literaturwissenschaft.* Verfügbar unter <http://users.unimi.it/dililefi/costazza/corsi/2010-11/Metapher-Schmitz-Emans.pdf> [25.06.2017].
- Steinert, C., Leichsenring, F. (2017). *Psychodynamische Psychotherapie in Zeiten evidenzbasierter Medizin.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thomä, H. & Kächele, H. (2006). *Psychoanalytische Therapie. Grundlagen* (3. Aufl.). Heidelberg: Springer.
- Werner, Chr. & Langenmayr, A. (2005a). *Das Unbewusste und die Abwehrmechanismen.* Göttingen: Vandenhoeck& Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 1).
- Werner, Chr. & Langenmayr, A. (2005b). *Der Traum und die Fehlleistungen.* Göttingen: Vandenhoeck& Ruprecht (Psychoanalyse und Empirie, Bd. 2).

Autor

Univ.-Prof. DDr. Bernd Rieken

Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, Fakultät für Psychotherapiewissenschaft, Österreich

Leiter des Doktoratsstudiums der Psychotherapiewissenschaft und des Fachspezifikums Individualpsychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, Privatdozent für Europäische Ethnologie an der Universität Wien, freiberuflicher Psychotherapeut und Lehranalytiker in Baden bei Wien.